

Markus Tauschek

Ein neuer Name setzt ein wichtiges Signal

Zur Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde

„Schon wieder die leidige Namensdiskussion in unserem Fach. Wie wenn wir keine anderen Probleme hätten“, klagte Wolfgang Slapansky im Jahr 1992 (107), damals Lehrbeauftragter am Wiener Institut für Volkskunde, im Band „Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung“. Der heute humoristisch anmutende Titel der studentischen Tagung, der wohl auch ein gutes Maß an Enerviertheit zum Ausdruck bringt, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Studierenden engagiert mit dem Stellenwert, der Sichtbarkeit und den Potenzialen volkskundlicher Forschung auseinandergesetzt haben. Dorothea Peter (1992: 99) schlug mit „Egnelik“ einen Kunstnamen vor, der den Vorteil habe, frei von jeglichen Besetzungen zu sein. Getrud Benedikt forderte: „Nehmen wir also Abschied von der Volkskunde und machen wir uns auf den Weg“ (Benedikt 1992: 47). Dieser Abschied, für den Benedikt immerhin gut zwanzig Jahre nach der Falkensteiner Tagung und der Tübinger Publikation „Abschied vom Volksleben“ plädierte, wurde in der Fachgeschichte schon vielfach gefordert und auch unterschiedlich praktiziert;¹ welche kontingente Effekte dieser Abschied zeitigte, wurde warnend beklagt (Burckhardt-Seebass 1997; König/Korff 2001).

Die Namensdebatte begleitet Fach und Fachgesellschaft nun schon einige Jahrzehnte, sie ist Gegenstand vieler kluger und engagierter Publikationen – etwa im kenntnisreichen Göttinger Band „Namen und was sie bedeuten“ (Bendix/Eggeling 2004). Vielfach wurde die Frage gestellt, warum eine Umbenennung trotz der einhelligen Voten nach der Falkensteiner Tagung nicht gelungen war. So produktiv die Diskussionen auch immer waren, so sehr sie das Fach auch weitergebracht haben: Sie waren in gewisser Weise auch lähmend, weil der Schritt einer konzisen Umbenennung nie umfassend vollzogen wurde. Im Band „Fach und Begriff ‚Volkskunde‘ in der Diskussion“ hat Helge Gerndt 1988 die verschiedenen Argumentationsstränge zusammengefasst und eine Prognose gewagt: „Jene Disziplinen werden sich dort am besten behaupten, die bezüglich ihres *Gegenstands* [kursiv i. O.] möglichst empirisch – also über die Wahrnehmung – rückgebunden sind, die bezüglich ihrer *Ziele* ihre theoretischen Leitlinien immer erneut präzise denken und formulieren und die bezüglich der *Methodik* dyna-

1 Siehe auch das Forum zur Falkensteiner Tagung in der Zeitschrift für Volkskunde 116/2 (2020); Schmoll 2020; Thiemeyer 2020.

misch und weitblickend genug sind, das jeweils angemessenste Verfahren – woher auch immer – heranzuziehen, ohne von einem modischen Trend in einen anderen zu fallen“ (Gerndt 1988: 19).

Hier werden Aspekte angesprochen, die Studierende und Lehrende wohl an allen Standorten des Fachs in einführenden Veranstaltungen diskutieren (vgl. auch Hengartner 2000): Unsere Wendigkeit im Umgang mit Theorieangeboten, die dynamischen und innovativen methodologischen Debatten, unsere Gegenstände – hinzufügen müsste man sicher noch unsere interdisziplinäre Kompetenz, unser Reflexionsvermögen nicht nur in methodologischen Fragen, sondern auch bezüglich der Situiertheit wissenschaftlichen Wissens. Damit ist die kognitive Identität des Fachs angesprochen, die Gerndt insbesondere auch auf unseren Fachkongressen deutlich erkennt:

„Das Selbstverständnis einer wissenschaftlichen Disziplin manifestiert sich nicht nur in theoretischen Proklamationen, sondern auch konkret in sachbezogener Arbeit. Ob es gemeinsame Themenstellungen gibt, erweist sich zum Beispiel an der allgemeinen Akzeptanz von Fachtagungen. Für die deutsche Volkskunde lässt sich feststellen, daß die alle zwei Jahre stattfindenden Kongresse auch in dem Zeitraum heftigster Meinungsverschiedenheiten integrierend gewirkt haben.“ (Gerndt 1988: 18)

Als zentrales – gleichermaßen wissenschaftlich vergemeinschaftendes – Konzept macht Gerndt hier den Kulturbegriff aus (Hengartner 2001; Lindner 1987). Dem mag man heute im Kontext der theoretischen Ausdifferenzierung, insbesondere auch im Angesicht der kritischen Debatten um den Kulturbegriff, zu dem etwa Chris Hann (2007) einen kontrovers diskutierten Debattenbeitrag geliefert hat, nicht uneingeschränkt zustimmen (Beck 2009). Auf der anderen Seite aber wirkt gerade auch der kritisch-reflexive Umgang mit dem Kulturbegriff, wie ihn etwa Walter Leimgruber (2013) in seinem Abschlussvortrag zum 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde im September 2011 in Tübingen praktiziert hat, integrierend.

Bei allen Differenzen im Fachverständnis, in der Rezeption von Theorien, in der Konzeption oder Ablehnung des Kulturbegriffs (May 2020), im Suchen von Anschlussmöglichkeiten an internationale Wissenschaftsdiskurse, können wir doch hinter jene Kategorien, die die kognitive Identität eines Fachs ausmachen, einen Haken machen. Und trotz oder vielleicht auch gerade wegen aller Differenzen zeigen sich auf ganz verschiedenen Ebenen enorme Potenziale, die sich vor allem auch mit dem Begriff der Kooperation beschreiben lassen, die mitunter auch von außen durch entsprechende Förderformate (etwa der Volkswagenstiftung) explizit angestoßen wird. Längst ist die Art und Weise einer reflexiven Kulturanalyse, wie sie die Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft/Europäische Ethnologie mit ihren standortspezifischen Varianten betreibt, zu einem wichtigen Bestandteil interdisziplinärer Verbundforschung geworden. Längst suchen Kolleg*innen explizit die Zusammenarbeit mit außeruniversitären Forschungs- und Kulturvermittlungsinstitutionen. Und hierbei ist die einzigartig intensive wie lang tradierte Verzahnung zwischen Hochschulinstitutionen, Museen und regionalen Forschungsinstitutionen – von denen über 100 als korporative Mitglieder

im Fachverband agieren – von besonderem Wert und Interesse. Längst machen wir uns intensiv Gedanken über die Rolle unserer Wissensbestände in Wissenschaft, Politik, Ökonomie oder Gesellschaft insgesamt – so auch im Rahmen unserer Tübinger Hochschultagung. Bei aller Sorge um den Fortbestand des Fachs, die sicher auch begründet ist, gibt es erfreuliche Nachrichten mit neuen Standorten und neuen Professuren.

Gleichwohl ist diese optimistische Einschätzung fragil: tendenziell sinkende Studierendenzahlen mit kaum vorhersagbaren Effekten in der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, zu erwartende Mittelkürzungen als Effekt der Pandemie, politische Erwartungen an die unmittelbare Verwertbarkeit wissenschaftlichen Wissens, Angriffe nicht nur aus rechtsextremen und rechtspopulistischen Kreisen, die den Wert kulturwissenschaftlichen Wissens grundsätzlich infrage stellen (prominent im Bereich der Gender Studies) – all dies fordert unsere Disziplin heraus und verlangt nach tragfähigen Strategien.

Erwartungen an eine Umbenennung

Vor diesem Hintergrund sind die Erwartungen an eine Umbenennung der Fachgesellschaft hoch: Die Umbenennung verspricht, dass wir einen Begriff hinter uns lassen, der problematisch geworden ist und längst nicht mehr das abbildet, was wir tun (Thiemeyer 2020). Regina Bendix hat das in ihrem Vortrag bei der Tübinger Hochschultagung mit Verweis auf Barbara Kirshenblatt-Gimblett als „topic drift“ diskutiert; gleichzeitig aber muss ergänzt werden, dass wir mitunter die Bezeichnung Volkskunde in manchen Feldern auch strategisch beibehalten, weil damit auch Themen verbunden sind, die andere Disziplinen kaum beackern, weil damit Stellen für unsere Absolvent*innen verknüpft sind oder weil wir diesen Begriff nicht anderen überlassen wollen, die ihn, anders als wir, politisch und ideologisch nutzen und damit Rassismus und Hetze gegen jede Form des Anderen begründen (auf diesen Aspekt hat Klaus Schönberger während der Tübinger Hochschultagung hingewiesen; im Übrigen zugespitzt auch schon Reinhard Johler im Rahmen der oben genannten studentischen Tagung: „Gäbe man den Namen ‚Volkskunde‘ auf, liefe man Gefahr, bestimmte Begriffe/Bereiche den ‚Brutalen‘, den ‚Metzgern‘ zu überlassen, meint Reinhard Johler“; Vitovec 1992: 91). Die Umbenennung verspricht, auf einer ganz anderen Ebene, Mitglieder für unsere Fachgesellschaft zu gewinnen, für die der Begriff Volkskunde aus nachvollziehbaren Gründen nicht tragbar ist. Sie ist in jedem Fall eine Chance, wie Gisela Welz (2004: 40) pointiert formuliert hat: „Insofern verstehe ich Umbenennungsdebatten als Chance herauszubekommen, was die Probleme sind, die sich einem Fach stellen, bzw. denen es sich stellen möchte und kann.“

Es geht also um den epistemologischen Kern einer Disziplin und damit unweigerlich auch um Fragen der Identifikation und disziplinären Kohäsion (Köstlin 2015) – also um einen Aspekt, den wir gemeinhin dekonstruieren und ebenfalls mit guten Gründen kritisch diskutieren. Für unsere Studierenden ist es oft eine nachdrückliche Erfahrung, wenn sie im Rahmen eines dgV-Kongresses oder einer Tagung unseres internationalen

Fachverbands, der SIEF, feststellen, dass wir bei aller äußerst produktiver Verschiedenheit eben doch Fachverständnisse und Perspektiven auf Welt und Wirklichkeit teilen.

Genau dieses geteilte Verständnis macht die Debatten um die Umbenennung hingegen auch schwierig. Unsere Wissensbestände zu Vielfalt und Fluidität, zu kulturellen Uneindeutigkeiten und Ungleichzeitigkeiten sind vielleicht auch eine gewisse Hürde, eine gemeinsame und konsensorientierte Position zu finden (Hengartner 2004: 40). Das Scheitern in der Suche nach einem Konsens hat Carola Lipp mit deutlichen Worten beschrieben:

„Obwohl die Umbenennungserzählung schon Teil der Fachgeschichte ist, erscheint sie näher beleuchtet doch manchmal als tragikomische Farce, manchmal als haarsträubende Inkonsequenz – alles in allem voller menschlicher Schwächen und institutioneller Fallstricke. [...] Die Umbenennung des Fachs ist eine Geschichte der vertanen Chancen, von Konkurrenz und missglückter Kommunikation und von fachlichen Konstellationen, die eine konsequente, allen Instituten gemeinsame Umbenennung lange verhinderten.“ (Lipp 2004: 136)

Schon 1971 hat Gerhard Lutz in einem äußerst lesenswerten Beitrag „Zur Frage der Ortsbestimmung unseres Fachs“ auf die schwierige Situation aufmerksam gemacht: „Unsere Situation ist nicht einfach. [...] Die realen Gegebenheiten an unseren Universitäten schließen aber (noch) den Weg aus, daß alle einschlägigen Fächer zu einem entsprechenden Fachbereich Kulturanthropologie zusammentreten (wie es bei der Sozialanthropologie möglich ist)“ (1988: 303). Lutz verweist hier auf die jeweils standortspezifischen Herausforderungen, die seit den 1970er Jahren sicher noch einmal komplexer geworden sind und die zur Charakterisierung des Fachs als „Vielnamenfach“ geführt haben. Nun könnte man die standortspezifischen Strategien als Formen des disziplinären Differenzmanagements beschreiben (Eggmann 2009), das je nach Standort dazu geführt hat (oder führen sollte), dass das Fach jeweils strategisch gut positioniert ist. Andererseits aber hatte dieses Differenzmanagement auch negative Effekte, die in der Namensdebatte vielfach diskutiert wurden, u. a. von Silke Götttsch (2004: 125–126): „Ich möchte [...] nachdrücklich für eine einheitliche Bezeichnung des Fachs plädieren und nicht für das Kokettieren mit dem Vielnamenfach, weil Identität und Wiedererkennung nun einmal über Namen funktionieren.“

Lutz, der selbst für Ethnologie plädierte (in seinem Beitrag steht das Adjektiv „Europäische“ bewusst in Klammern), weist zunächst auf den Stellenwert der Namensdebatte hin:

„Diese Zusammenhänge und Unterschiede [zur Richtung, die volkskundliche Forschung erhalten soll; Anm. M.T.] sind auch in Falkenstein nicht beachtet worden; das war nicht gut, und es ist deshalb irreführend, wenn in der Liste der Benennungsempfehlungen nun Namen von unterschiedlichem Stellenwert hinsichtlich dessen, was überhaupt mit ihnen bezeichnet werden kann [kursiv i. O.], wahllos und kommentarlos nebeneinanderstehen. So entsteht wieder der Eindruck, daß es nur darum gehe, für Volkskunde einen anderen Namen zu finden, und der Glaube, daß sich dafür ‚Kulturanthropologie‘

als am besten geeignet anbiete, weil man sich darauf zu einigen ohne größere Schwierigkeiten in der Lage ist. Hier *muß* ein gründlicheres Durchdenken der Zusammenhänge weiterhin gefordert werden. Denn die Klärung dieser Zusammenhänge ist nicht einfach eine wissenschaftspolitische Angelegenheit; es ist die Frage des wissenschaftlichen Selbstverständnisses, um die es hier geht.“ (Lutz 1988: 293–294)

Für die Zögerlichkeit gibt es freilich Gründe – etwa die Sorge, dass einzelne Standorte in andere Fächer abwandern. Sie wurde im Kontext der Falkensteiner Tagung verschiedentlich adressiert und von Lutz auch als Motivation für seinen Beitrag angeführt, der mit einem konkreten Vorschlag endet: „Wollte man darüber hinaus (solange es einen auch institutionellen Rahmen für die kulturanthropologischen Fächer noch nicht gibt) unbedingt auch die kulturanthropologische Konzeption noch mit zum Ausdruck bringen, so böte sich dafür – vielleicht – eine Lösung parallel zur Bezeichnung des leitenden Faches der Sozialanthropologie an, also: ‚Europäische Ethnologie und Kulturanthropologie‘. Ich selbst halte diese ‚große Lösung‘ unter den derzeitigen Gegebenheiten noch für verfrüht“ (Lutz 1988: 304–305). Höchst instruktiv ist auch Fußnote 13, die hinter seinem Namensvorschlag steht: „Es ist mir bewußt, daß dieser Bezeichnungsvorschlag seine Mängel hat. Statt des ‚und‘ könnte auch (richtiger) ‚und/als‘ oder einfach ein Komma stehen“ (Lutz 1988: 305).

Hier zeigt sich ein reflektiertes Ringen, das fachpolitische und wissenschaftstheoretische Argumente abwägt und das auch unsere gegenwärtigen Debatten inspirieren kann, gibt es doch eine Reihe von Vorschlägen, die die Bezeichnung Empirische Kulturwissenschaft mit Europäischer Ethnologie kombinieren. Auch hier wäre dann das verbindende (additive?) „und“ sicherlich entsprechend zu problematisieren.

Gleichzeitig deutet dieser Vorschlag auf eine Herausforderung hin: Während Lutz selbst seinen Vorschlag als verfrüht charakterisiert, sind wir heute vielmehr mit einem ‚zu spät‘ konfrontiert. Mit der Umbenennung der „Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde“ in „Deutsche Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie“ 2017 fällt ein Teil aus fachpolitischen Gründen weg.² Und es erstaunt dann doch, dass in der dortigen Debatte (dokumentiert in den Boasblogs unter dem Titel „What’s in a name?“³) nur wenige Autor*innen darauf hinweisen, dass eine ganze Reihe von Instituten unseres Fachs die Bezeichnung Kulturanthropologie im Titel tragen. Mit der Umbenennung der völkerkundlichen Fachgesellschaft ist ein Anspruch verbunden, den man durchaus auch kritisch reflektieren kann (Ege 2019).

2 Selbstredend würde dieses Argument auch für die Bezeichnung „Kulturwissenschaft“ gelten, die erstens geradezu inflationär gebraucht wird und die zweitens mit der 2015 gegründeten „Kulturwissenschaftlichen Gesellschaft“ auch eine Form der Institutionalisierung erfahren hat, die derzeit vehement für eine Repräsentation in den Fachkollegien der DFG eintritt, <https://kwgev.wordpress.com> (letzter Zugriff: 29.03.2021).

3 https://boasblogs.org/wp-content/uploads/2021/02/Boasblogs%20Paper%2001_What%27s%20in%20a%20Name.pdf (letzter Zugriff: 29.03.2021).

Es wäre sicher falsch, die Umbenennungsdebatte in der dgv einzig und allein auf den Druck zurückzuführen, den die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde erzeugt hat. Sicher ist, dass die Argumente vor dieser Umbenennung noch anders ausgefallen wären. Die grundsätzlichen Dilemmata und Ambivalenzen sind hingegen geblieben.

Argumente und Positionen: Reaktionen auf den Aufruf der dgv

Auf diese möchte ich etwas näher eingehen. Ich beziehe mich auf die Einsendungen von Kolleg*innen und Studierenden, die auf unseren Aufruf zur Beteiligung an der Umbenennungsdebatte reagiert haben.⁴ Die Einsendungen zeigen, dass wir es uns durchweg nicht leicht machen. Angesichts der Tragweite der Entscheidung, die Fachgesellschaft umzubenennen und damit zumindest einen Traditionsstrang terminologisch abzuschneiden, ist diese verantwortungsvolle Haltung auch nur zu begrüßen. Ich habe den Eindruck, dass nahezu alle Debattenbeiträge sehr bewusst abwägen und so argumentieren, dass Fach und Fachgesellschaft gestärkt werden sollen. Nur die Wege dahin unterscheiden sich. Eine gute Zahl an Beiträgen schlägt sich auf die Seite pragmatischer, unideologischer Lösungen. Das ist erfreulich, wurde und wird die Namensdebatte doch auch in Form eines Bekenntnisses geführt, die jeden Konsens schwieriger oder gar unmöglich macht. Vier Szenarien lese ich aus den Beiträgen heraus:

Zunächst plädieren einige Beiträge für ein möglichst unverkrampftes Beibehalten der Bezeichnung „Volkskunde“. Hier werden Argumente der Tradition angeführt, daneben wird auf außeruniversitäre Kontexte hingewiesen, in denen „Volkskunde“ nach wie vor gebräuchlich sei. Ein anderes Argument lautet, Volkskunde sei eine gut etablierte Marke und würde zudem den musealen Bereich gut repräsentieren. Reagieren ließe sich hier, dass eine Umbenennung keineswegs Kontakte etwa zu den Museen abschneidet, die ihrerseits auch über das Adjektiv „volkskundlich“ diskutieren wie am Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart. Am Museum Oberschönenfeld hat man sich vom Zusatz „Volkskunde“ 2018 verabschiedet. Das LWL-Freilichtmuseum Detmold – 1969 Tagungsort einer hitzigen Perspektiv- und Namensdebatte (Birkalan-Gedik et al. 2021) – hat die „Volkskunde“ 2019 aus dem Untertitel genommen.⁵ Der dgv muss daran gelegen sein, verstärkt auf Kooperation und Vernetzung der Akteure im gesamten Fachzusammenhang zu setzen – gerade auch in immer stärker marktformig organisierten Wissenschaftslandschaften. „Volkskundliche“ Kulturvermittlungs- und

4 Dossier zur Vorbereitung der Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv): https://www.d-g-v.de/wp-content/uploads/2021/01/dgv_Dossier_Umbenennung_MAILVERSION.pdf (letzter Zugriff: 29.03.2021).

5 „Wir haben festgestellt, dass der Begriff ‚Volkskunde‘ mit allen seinen Implikationen immer weniger verstanden wird“, so Museumsleiter Jan Carstensen zur Umbenennung in „Landesmuseum für Alltagskultur“, <https://www.alltagskultur.lwl.org/de/blog/lwl-freilichtmuseum-detmold-heisst-kunftig-landesmuseum-fur-alltagskultur/> (letzter Zugriff: 29.03.2021).

Forschungsinstitutionen sind natürlich auch nach einer Umbenennung unverzichtbar und spielen eine enorm große Rolle insbesondere auch in jenem Bereich, den man als „public anthropology“ beschreiben könnte und der für unsere Absolvent*innen ein attraktives und wichtiges Berufsfeld darstellt.

Zweitens sprechen sich Beiträge für einen Doppelnamen aus, der an vielen Standorten in den letzten Jahren aus durchaus unterschiedlichen Gründen und in unterschiedlichen Kombinationen gewählt wurde: „Gesellschaft für Europäische Ethnologie und Empirische Kulturwissenschaft“ aus dem Berliner Institut, „Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie“ aus dem Münchner Institut. Das Attribut „Deutsche“ ist in verschiedenen Beiträgen problematisiert worden, mitunter mit dem Hinweis auf unsere befreundeten Nachbargesellschaften in Österreich und in der Schweiz. Es ist sicher richtig, den nationalen Fokus infrage zu stellen. Gleichzeitig aber entspricht dieser den wissenschaftspolitischen Logiken von Fachgesellschaften, die national organisiert sind. Die Fachgesellschaft einer Disziplin, die als sog. kleines Fach firmiert, kann es sich aus fachpolitischen Gründen nicht leisten, den Anspruch auf die Vertretung innerhalb eines nationalstaatlichen Bezugsrahmens aufzugeben. Das hindert uns nicht daran, unsere starken Verbindungen nach Österreich und in die Schweiz auch weiter auszubauen. Für die vielfältigen Aufgaben einer Fachgesellschaft braucht es aber das mit dem Attribut „Deutsche“ versehene wissenschaftspolitische Kapital, das die Fachgesellschaft von anderen Gesellschaften unterscheidet. Wenn Briefe zu drohenden Kürzungen oder Schließungen an politische Entscheidungsträger*innen oder Hochschulleitungen zu formulieren oder aber Interventionen zu wissenschaftspolitisch relevanten Ereignissen zu verfassen sind (wie dies jüngst häufiger notwendig wurde), nützt uns diese Zuschreibung, auch wenn alle Argumente zur Problematisierung völlig nachvollziehbar sind.

Der Doppelnamen war auch Gegenstand der Podiumsdiskussion im Rahmen der Tübinger Hochschultagung: Er erschien deshalb als tragfähige Lösung, weil damit eine Engführung auf den Kulturbegriff verhindert werde und weil das ethnografische Moment explizit markiert bleibe. Auch die Forschungsleistungen des Fachs zu Europa und Europäisierung in einer global vernetzten Welt würden damit weiterhin adressiert.

Eine dritte Option klang bereits an: Viele Beiträge privilegieren die Bezeichnung „Empirische Kulturwissenschaft“ – mitunter aus sehr pragmatischen Gründen. Sie sei kurz, der Wiedererkennungswert hoch; gleichzeitig sei die Differenz zu den überwiegend literaturwissenschaftlich arbeitenden Kulturwissenschaften markiert, die sich für textuelle und ästhetisierte Repräsentationen interessieren und deren Ergebnisse nicht auf Feldforschung oder einem Interesse für historische Alltags- und Lebenswelten beruhen. Hier stelle sich aber das Problem der Übersetzbarkeit, das in Tübingen mit der Hilfskonstruktion „Historical and Cultural Anthropology“ oder in Hamburg mit „Anthropological Studies in Culture and History“ gelöst wurde. Regina Bendix schlug bei der Tübinger Hochschultagung „Cultural Analysis“ vor. So berechtigt die auf der darauf

folgenden Podiumsdiskussion artikulierten Problematisierungen des Empirie-Begriffs auch sind: Er markiert eine zentrale Kompetenz (in meinem Verständnis ist die Ethnografie im Empirie-Begriff enthalten, der wiederum keineswegs als eine Engführung auf die Feldforschung zu verstehen ist), die unsere Perspektiven zwar nicht mehr mit einem Alleinstellungsmerkmal versehen, seitdem etwa auch die Kulturgeografie, die Politik- oder Erziehungswissenschaften Feldforschung betreiben. Gleichwohl zeichnet sich unsere Empirie/Ethnografie aber doch sehr viel stärker durch Reflexivität in der Erhebung, Auswertung und Interpretation des Materials aus; sie basiert auf innovativen Formen, methodische Instrumente weiterzuentwickeln, und sie ist rückgebunden an Theoriearbeit, die auf die unverzichtbare gegenseitige Rückkopplung von Theorie und Empirie verweist. Unsere Formen, empirisch zu arbeiten, die sich in ganz zentraler Weise auch durch eine historische Dimensionierung von Gegenwartsphänomenen auszeichnen, werden in anderen Disziplinen eben nicht praktiziert, auch wenn die Label „Feldforschung“ und „empirisch“ viele Arbeiten aus anderen Fächern zieren. Meine eigene Erfahrung in interdisziplinären Verbänden ist hier höchst ermutigend: Unsere Art zu denken, zu forschen und zu schreiben wird gebraucht (Bendix/Bizer/Noyes 2017) – insbesondere auch, weil wir das Dialogische nicht mit der Publikation unserer Forschungsergebnisse enden lassen. Häufig sind auch Vorschläge von Gutachter*innen im Rahmen größerer interdisziplinärer Verbände in diese Richtung formuliert.

Schließlich gibt es eine Reihe von Vorschlägen, die etwa die „Kulturanalyse“, die „Alltagskulturforschung“ oder auch „Ethnografie“ beinhalten. Auch hier haben Kolleg*innen schlagkräftige Argumente formuliert (so etwa Gisela Welz mit ihrem Vorschlag „Ethnographie moderner Gesellschaften“), die allesamt einen gemeinsamen Fachzusammenhang stärken. Die Tatsache, dass diese Bezeichnungen in Benennungen von Institutionen, Verbänden, Studiengängen und Ähnlichem bislang nur vereinzelt gebräuchlich sind, muss allerdings in die Bewertung, ob solche Begriffe für die Benennung eines Fachverbandes ausreichend tragfähig sind, mit einbezogen werden.

Neue Argumente in einer „alten“ Debatte?

Eine entscheidende Frage für die Umbenennung der Fachgesellschaft lautet ohne Zweifel, welche neuen Argumente heute zu den bereits vielfach erörterten Gründen dazu gekommen sind. Schon 2004 hat Regina Bendix die Bedeutung wachsender Marktlogiken diskutiert, von denen unsere Wissensbestände nicht unberührt blieben und die sich bis heute in ihren Effekten auf Wissenschaft, Wissenschaftspolitik und Wissensordnungen sicher noch verschärft haben. Auch Gisela Welz hat nachdrücklich auf diesen Aspekt hingewiesen:

„Disziplinen befinden sich auf einem Markt, auf dem sie ihr Wissen und die mit diesem Wissen ausgestatteten Absolventen anbieten und auf dem sie demzufolge mit anderen Anbietern konkurrieren. Diese Dimension der Marktförmigkeit wissenschaftlicher Praxis ist in den historischen Prozess der Institutionalisierung wissenschaftlicher

Frage- und Forschungsprogramme und der Rekrutierung und Ausbildung ihrer Akteure von Anbeginn an eingeschrieben gewesen. Markt meint hier auch Anerkennungskonkurrenzen und Distinktionsprozesse, meint das Generieren und Re-Investieren von sozialem Kapital. Fachbezeichnungen sichern nach innen und außen Identität und Erkennbarkeit einer Disziplin, sie markieren Eigenständigkeit und Unterscheidbarkeit von anderen.“ (Welz 2004: 31)

Letzteres erscheint neben den vielfach problematisierten Hypothesen des Begriffs Volkskunde (treffend Bausinger 2004, der im Übrigen auch noch einmal die Argumente gegen den Ethnos in der Ethnologie zusammenfasst und bewertet) als zentrales Argument für die Umbenennung der Fachgesellschaft. Im Abwägen der Argumente im Dossier zum Aufruf der Fachgesellschaft und bei der Hochschultagung zeigt sich, dass der Paradigmenwechsel im Fach längst vollzogen wurde (wobei dies ja wiederum ein fortlaufender Prozess ist und sein muss) und es heute an der Zeit ist, den folgerichtigen nächsten Schritt zu vollziehen. Konsequenterweise und der Entwicklung der Disziplin in jeder Hinsicht zuträglich wäre, wie unter anderem Timo Heimerding argumentiert, dann auch eine Angleichung der Benennung einzelner Standorte, Studiengänge und dieser Zeitschrift. Der neue Name der Fachgesellschaft muss hier nicht weniger leisten, als Angebote der Identifikation und Identifizierbarkeit zu formulieren. Er diskreditiert dabei in keiner Weise Fachtraditionen, die vor und vielleicht auch nach einer erfolgten Umbenennung das Adjektiv „volkskundlich“ beibehalten. Es gilt auch zu betonen, dass es um eine Umbenennung der Fachgesellschaft geht mit allen wissenschaftspolitischen Implikationen und nicht – auch wenn dies selbstredend keineswegs eindeutig zu trennen ist – um eine Neukonzeption des Fachs an sich.

Ein neuer Name setzt ein wichtiges Signal nach innen wie nach außen in einer sich weiter ausdifferenzierenden Wissenschaftslandschaft mit neuen Konkurrenzverhältnissen und neuen disziplinären Allianzen. Und er wird Energien freisetzen, die in den letzten Jahrzehnten zwar im disziplinären Diskurs um Paradigmen, Namen und Konzepte wichtig waren und das Fach in vielerlei Hinsicht enorm vorangebracht haben, die heute aber angesichts der außerordentlichen Relevanz unserer Forschungsergebnisse, Perspektiven und Positionen sicher in der inhaltlichen, theoretischen, historischen, ethnografischen, empirischen und wissenschaftspolitischen Arbeit gut investiert sind.⁶

Literatur

- Bausinger, Hermann. 2004. Vom Nutzen und Nachteil neuer Namen. Erfahrungen mit der Empirischen Kulturwissenschaft. In *Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde* (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 19), hrsg. von Regina Bendix, und Tatjana Eggeling, 9–27. Göttingen: Schöningh.
- Beck, Stefan. 2009. Vergesst Kultur – wenigstens für einen Augenblick! Oder: Zur Vermeidbarkeit der kulturtheoretischen Engführung ethnologischen Forschens. In *Kultur – Forschung. Zum*

6 Dank gilt Regina Bendix, Claus-Marco Dieterich und Thomas Thiemeyer für wertvolle Kommentare zu einem ersten Entwurf dieses Beitrags.

- Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft* (Studien zur Alltagskulturforschung, 6), hrsg. von Sonja Windmüller, Beate Binder, und Thomas Hengartner, 48–68. Münster: Lit.
- Bendix, Regina, Kilian Bizer, and Dorothy Noyes. 2017. *Sustaining Interdisciplinary Collaboration: A Guide for the Academy*. Urbana: University of Illinois Press. <https://doi.org/10.5406/illinois/9780252040894.001.0001>
- Bendix, Regina, und Tatjana Eggeling, Hrsg. 2004. *Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde* (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 19). Göttingen: Schermerse.
- Benedikt, Gertrud. 1992. Abschied von der Volkskunde. In *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung*, hrsg. von Christian Stadelmann, und Edith Stauffer-Wierl, 45–47. Wien: Institut für Volkskunde der Universität Wien.
- Birkalan-Gedik, Hande et al., Hrsg. 2021. *Detmold, September 1969: Ein internationaler Rückblick auf die Deutsche Volkskunde in der Diskussion. Words and Worlds of Volkskunde. International and comparative perspectives at the occasion of the 1969 conference in Detmold* (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 131). Münster: Waxmann.
- Burckhardt-Seebass, Christine, Hrsg. 1997. *Zwischen den Stühlen fest im Sattel? Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Fachs Volkskunde*. Göttingen: Deutsche Gesellschaft für Volkskunde.
- Ege, Moritz. 2019. Ich habe nichts gegen Sozial- und KulturanthropologInnen, einige meiner besten FreundInnen sind Sozial- und KulturanthropologInnen. In *What's in a Name? Die Kontroverse um die Umbenennung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde* (boasblogs papers, 1), hrsg. von Christoph Antweiler et al., 58–63. Bonn et al.: boasblogs.
- Eggmann, Sabine. 2009. „Kultur“-Konstruktionen. *Die gegenwärtige Gesellschaft im Spiegel volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens*. Bielefeld: transcript.
- Gerndt, Helge, Hrsg. 1988. *Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Gerndt, Helge. 1988. Einleitung. In *Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion*, hrsg. von Helge Gerndt, 1–21. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Götttsch, Silke. 2004. Volkskunde, Europäische Ethnologie oder...? Auf der Suche nach disziplinärer Identität. In *Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde* (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 19), hrsg. von Regina Bendix, und Tatjana Eggeling, 115–126. Göttingen: Schermerse.
- Hann, Chris. 2007. Weder nach dem Revolver noch dem Scheckbuch, sondern nach dem Rotstift greifen: Plädoyer eines Ethnologen für die Abschaffung des Kulturbegriffs. *Fremde Dinge. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1: 125–146.
- Hengartner, Thomas. 2001. „Kulturwissenschaftler sind wir alle.“ Selbstbehauptung und Selbstverständnis eines (kleinen) Faches in einer leistungs- und marktorientierten Hochschul-landschaft. In *Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität* (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 22), hrsg. von Gudrun M. König, und Gottfried Korff, 39–50. Tübingen: TVV.
- Hengartner, Thomas. 2000. „Volksgrimmchen“. *Notizen zum Umgang der Volkskunde mit ihrer Fachbezeichnung*. In *Sprachsplitter und Sprachspiele. Nachdenken über Sprache und Sprach-*

- gebrauch. *Festschrift für Willy Sanders*, hrsg. von Jürg Niederhauser, 107–114. Bern et al.: Peter Lang.
- König, Gudrun M., und Gottfried Korff, Hrsg. 2001. *Volkskunde '00. Hochschulreform und Fachidentität* (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 22). Tübingen: TVV.
- Köstlin, Konrad. 2015. Ad exemplum dgv: Materialisierte Kohäsion. In *Materialisierung von Kultur. Diskurse, Dinge, Praktiken*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, und Angela Treiber, 56–70. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Leimgruber, Walter. 2013. Entgrenzungen. Kultur – empirisch. In *Kultur_Kultur: Denken. Forsch. Darstellen*, hrsg. von Reinhard Johler et al., 71–85. Münster: Waxmann.
- Lindner, Rolf. 1987. Zur kognitiven Identität der Volkskunde. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XLI/90: 1–19.
- Lipp, Carola. 2004. Der lange Weg zur Umbenennung. Einige Bemerkungen zu den institutionellen, interdisziplinären und innerfachlichen Bedingungen eines solchen Verfahrens. In *Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde* (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 19), hrsg. von Regina Bendix, und Tatjana Eggeling, 135–140. Göttingen: Schermer.
- Lutz, Gerhard. 1988 (1971). Volkskunde und Kulturanthropologie. Zur Frage der Ortsbestimmung unseres Faches. In *Fach und Begriff „Volkskunde“ in der Diskussion*, hrsg. von Helge Gerndt, 290–305. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- May, Sarah. 2020. Kultur. In *Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch*, hrsg. von Timo Heimerdinger, und Markus Tauschek, 236–269. Münster et al.: Waxmann (utb).
- Peter, Dorothea Jo. 1992. Zur Egnelik. Oder: Plädoyer für die Umbenennung der Volkskunde mit einem Kunstnamen. In *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung*, hrsg. von Christian Stadelmann, und Edith Staufer-Wierl, 98–102. Wien: Institut für Volkskunde der Universität Wien.
- Schmoll, Friedemann. 2020. „Volkskunde 70“. 50 Jahre Falkenstein – ein Ordnungsversuch. *Zeitschrift für Volkskunde* 116/2: 217–240. <https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.03>
- Slapansky, Wolfgang. 1992. Nachbemerkung. In *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung*, hrsg. von Christian Stadelmann, und Edith Staufer-Wierl, 107–108. Wien: Institut für Volkskunde der Universität Wien.
- Stadelmann, Christian, und Edith Staufer-Wierl, Hrsg. 1992. *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung*. Wien: Institut für Volkskunde der Universität Wien.
- Thiemeyer, Thomas. 2020. Fach, wie Schublade. *FAZ*, 23. September, N3.
- Vitovec, Ulrike. 1992. Diskussion im Anschluß an das Referat von Wolfgang Slapansky. Zur Notwendigkeit, die Volkskunde unter neuem Namen neu zu institutionalisieren. In *Die Volkskunde als Wissenschaft? Zweite und letzte studentische Volkskundetagung – erste studentische kulturwissenschaftliche Tagung*, hrsg. von Christian Stadelmann, und Edith Staufer-Wierl, 91–97. Wien: Institut für Volkskunde der Universität Wien.
- Welz, Gisela. 2004. Volkskunde, Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie: De- und Rekonstruktion von Disziplinarität. In *Namen und was sie bedeuten. Zur Namensdebatte im Fach Volkskunde* (Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 19), hrsg. von Regina Bendix, und Tatjana Eggeling, 29–41. Göttingen: Schermer.